

Anstiftung zum Hausfriedensbruch, oder : wer im Glashaus sitzt...

Autor(en): **Egli, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **67 (1980)**

Heft 5: **Einfamilienhaus und Reihenhaus**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-51462>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peter Egli

Anstiftung zum Hausfriedensbruch, oder: wer im Glashaus sitzt . . .

Maison de verre . . . ou l'art de tirer le diable par la queue

Incitement to violation of privacy, or: who sits in a glasshouse . . .

Der Traum von den eigenen vier Wänden ist, richtig genährt und vermarktet, ein einträgliches Geschäft; keine der einschlägigen Publikationen, die dem Laien schöneres, idealeres und gediegeneres Wohnen suggerieren, muss auf prächtige Farbseiten verzichten. Und sie sind leicht zu haben: bis in den letzten Quartierkiosk hinaus liegen sie auf oder stecken als Beilage gleich in der abonnierten Familienpostille. Und täglich fällt den Träumern noch zusätzliche Post in den Kasten: Prospekte und Inserate von Banken, die sich um Finanzierungen balgen, von Baufirmen, Bauzulieferern, von Fertighauserstellern, ja sogar Architekten.

Das tönt dann so: «. . . jetzt an die eigenen vier Wände zu denken könnte vielleicht die beste Idee Ihres Lebens sein. Denn nirgends ist man so sehr zu Hause wie in den eigenen vier Wänden. Nur hier wohnen Sie ganz nach Ihren eigenen Vorstellungen, haben Raum und die Freiheit, ihn zu nutzen, wie es Ihnen gefällt. Fest steht: Herr im Haus ist man erst in den eigenen vier Wänden. Wenn dann noch ein Stück Garten dazugehört, in dem die Kinder spielen können, um so schöner.» Und das ganzseitige Inserat eines Standesgenossen im Leibblatt ist betitelt: «Im Stöckli XY wie auf dem Lande wohnen!» Und immer muss auch gleich die Lebensqualität («in hohem Masse verbessert») erhalten, auch wenn's nur um neue Armaturenschikanen fürs Badezimmer geht.

Das hat nicht nur mit Trends, Schlagworten und Reizwörtern zu tun – hinter diesen Träumen stehen zweifellos legitime Bedürfnisse des Zeitgenossen, für die er anderswie vergeblich Befriedigung sucht. Zu Dutzenden eingereicht in

Verwaltungssilos, an Fließbändern und in Wohnbatterien, zu Hunderten eingeklemmt auf Ausfallstrassen, zu Tausenden mit Jets in sogenannte Ferien verfrachtet, bleibt nur der Traum, irgendwo sein eigener Herr und Meister zu sein, seine Ruhe zu haben, endlich Raum und die Freiheit, ihn zu nutzen, wie er will. Die eigenen vier Wände bedeuten da mehr als ein Dach über dem Kopf: wenigstens beim Wohnen will er nicht von Kündigung bedroht sein, wie an seinem von Rationalisierungsmassnahmen, von Energieproblemen, von Rezession und Exportkrisen bedrohten Arbeitsplatz, wenigstens bei sich zu Hause will er all den Haus- und Betriebsordnungen entfliehen, wenigstens bei sich in seinem Gärtchen will er der Natur nahe sein, auf die er täglich an seinem Arbeitsplatz in einer Industrielandschaft verzichten muss. Und in den eigenen vier Wänden, stellt er sich vor, wird seine von Schul-, Karriere- und Wohnblockstress schon halb aufgelöste Familie wieder zusammenbacken.

Eines Tages genügt das Träumen dann nicht mehr; es wird ein Stück Land gesucht, und die Familie macht sich auf den Weg zur Bank. Aus den entsprechenden Prospekten lächelt uns diese Familie an: ein energisch-erfolgreich strahlender Vater, eine mild lächelnde, teils an zukünftigen eigenen Salat, teils mit Wehmut an die praktische Stadtwohnung denkende Mutter und links und rechts zwei, drei Kinder mit tapfer-trotzigen Mienen, denen man ansieht, dass es ihnen schon jetzt stinkt, aus dem angestammten Quartier in eine Art ewig dauernden Sonntagsspaziergang umziehen zu müssen.

Nun, die Bank – und mit ihr die Hausverkäufer und Häuserbauer aller Sorten, einschliesslich uns, der Architekten – ist gewitzt und fährt konkreteren Traumstoff auf. Ihr Werbefachmann hat Bildchen parat: Da sieht man den Haus-

herrn mit seinen Buben im komplett ausgerüsteten Bastelraum munter werkeln (Frage: Wann hat er dafür Zeit, bzw. ist er nicht zu müde?); da sieht man die Hausherrin am Kamin Gäste bewirten (Frage: Wann kommt überhaupt mal ein alter Freund aus der Stadt in dieses abgelegene Haus zu Besuch?); da sieht man die Kinder im Garten toben (Frage: Und der Rasen und die Tulpen und das schöne neue, vom Architekten mit Geschmack ausgesuchte Mobiliar? Und abgesehen davon, war's damals im Quartier mit den gleichaltrigen Kameraden nicht viel lustiger, als man an den Nachmittagen ins Warenhaus, aufs Eisfeld, auf den Sportplatz ging?).

Aber im Vergleich mit den Vorteilen des erträumten Eigenheims im Grünen ziehen die Nachteile der Blockwohnung in der Stadt allemal den kürzeren. Folglich wird gebaut.

Nun, vielleicht ist das Glück vollkommen und bleibt es. Vielleicht aber beginnt man neu zu vergleichen, diesmal die Vorteile der Stadtwohnung mit den Nachteilen des Häuschens auf dem Land. Da die Umkehr in den meisten Fällen im wahrsten Sinne des Wortes verbaut ist, bleibt wiederum nur das Träumen, was bewirkt, dass man wieder bei den Postillen landet, deren Absatz damit konstant bleibt. Oder aber weil im Grün ringsum inzwischen soviel Grau steht, beginnt man noch grüner zu träumen, diesmal vom Ferienhaus in den Bergen oder am See, und die Geschichte beginnt wieder von vorn.

Aber ganz so zwangsläufig und konstruiert-logisch braucht es nicht zu gehen: Manchen gelingt es, allerdings meist mit mehr Geld, den Traum von den eigenen vier Wänden in der Stadt zu verwirklichen. Aber halt: irgendwann ist's auch in diesem Fall so weit, dass die bisher relativ ruhige und gediegene Seitenstrasse zum Gratisparkraum der Pendlers und zur Taxiabkürzung zwischen

zwei Expresszubringern wird, dass die Bodenpreise steigen, weil die City wächst, dass Büros sich einnisten und noch mehr Pendler parkieren. Immer mehr von denen, die die Flucht ins Grüne angetreten haben, verleiden den wenigen, die geblieben sind, weiterhin zu bleiben, und wer von aussen etwa neu zuziehen möchte, wird schon so weit vor der Stadt aufgehalten, dass er es lieber gleich seinlässt oder andernfalls, getrieben durch die Nachteile, die in diesen Stadtrandfransen wie die Motten hausen, den gängigen Traum mitzuträumen beginnt.

Nun ja, diese vom Motor des menschlichen Bedürfnisses nach Kontrast und Abwechslung zwischen Grün und Grau in Bewegung gehaltenen Völkerwanderungen halten den Topf der Wirtschaft am Kochen und die Hausherren als Arbeitnehmer bei der Stange, denn nicht wenige haben ihrer Karriere wegen gebaut und günstiges Firmengeld im Haus stecken. Der Teufelskreis der Stadtzerstörung dreht sich wacker und dehnt sich aus und frisst laufend mehr und mehr vom umliegenden Land in sich hinein. Was dabei abfällt, ist Architektenbrot.

Für wie viele junge «Architekten unter 40» ist das Einfamilienhaus, das sie für einen Copain oder Verwandte bauen, nicht die ersehnte Chance zum Start? Für wie viele Etablierte ist das Einfamilienhaus nicht die willkommene Gelegenheit, zwischen grösseren Aufträgen und ihren Auflagen und Zwängen wieder mal zu experimentieren? Und sind alle diese Häuser, die Entwicklungen, Strömungen und Ideen vorwegnehmen und vorweggenommen haben, nicht ein Teil der Architekturgeschichte, der neueren und der älteren, der nicht wegzudenken ist?

In einer Architekturzeitschrift gegen das Einfamilienhaus vom Leder und mehr noch: es in den Kakao zu ziehen,

1

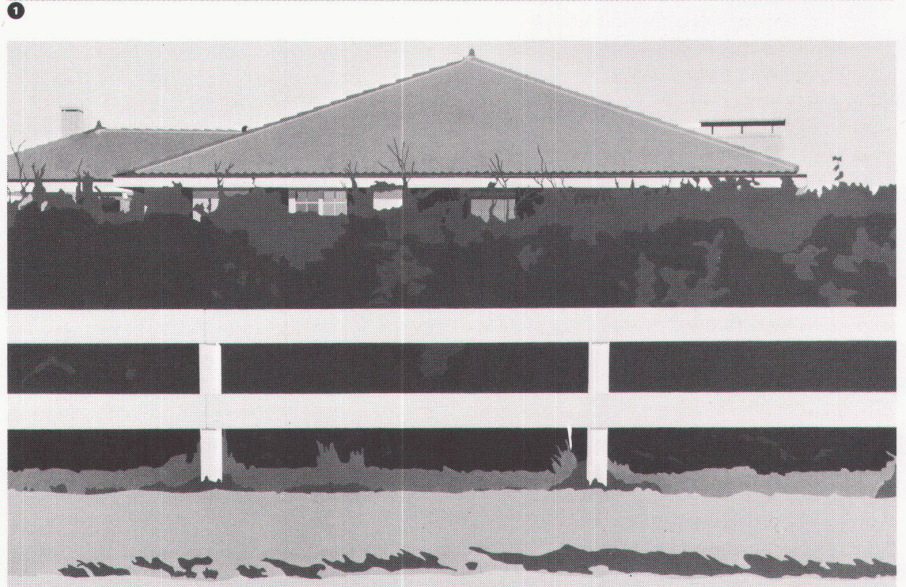
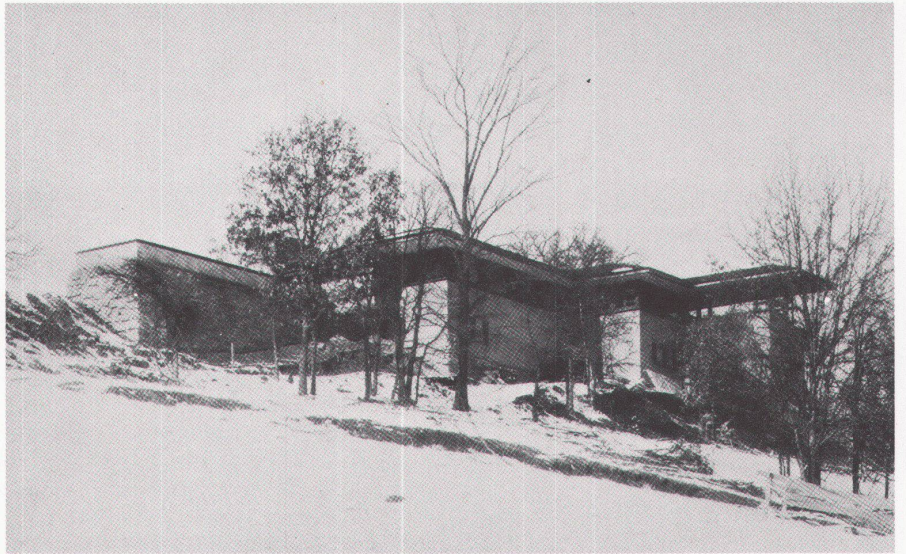
Ein Haus, von dem man träumt (Wohnhaus Frank Lloyd Wrights «Talesin East», Spring Green, Wisc., USA, 1911) / Une maison de rêve / A house to dream of

2

Ein Haus, in dem man träumt (Emilienne Farny: «Le bonheur suisse») / Une maison faite pour rêver / A house in which one can dream

3

Wahre Träume (Einfamilienhäuser in Lausen BL; Foto: J.-C. Steingger) / Un ensemble rêvé / True dreams



auch wenn's in der Rubrik «Standpunkt» ist, die für einmal auch Narrenfreiheit erlaubt, grenzt also tatsächlich an leichtfertiges Spielen mit Kieseln im Glashaus.

Trotzdem, ein gewisses Missbehagen macht sich breit; in seiner Vernehmlassung zur Gesamtenergiekonzeption des Bundes vom Januar dieses Jahres musste selbst der BSA eingestehen:

«Besiedlungs-, Bebauungs- und Gebäudekonzeption können wesentlich dazu beitragen, den Energiebedarf für Raumheizung zu senken.

In diesem Zusammenhang sei nur nebenbei erwähnt, dass wir mit Bedenken der anhaltenden Tendenz nach freistehenden Einfamilienhäusern als Wohnziel jedes Bürgers entgegensehen. Nebst aufwendigen Infrastrukturkosten, welche sich letzten Endes auch in Energie ausdrücken, ist der Energiebedarf pro Volumen oder noch extremer pro Bewohner auch bei bester Wärmedämmung beim freistehenden Haus wesentlich grösser als bei vergleichbaren kompakten Bauformen.»

Steht da geläufige und weitverbreitete Praxis einfach wider besseres Wissen? Ein reines Lippenbekenntnis? Wurzelt die Sucht nach den eigenen vier Wänden – möglichst im Grünen – lediglich in Umweltverhältnissen, Lebensbedingungen, Verhaltensweisen, die unser Gesellschaftssystem hervorgebracht hat und die es gleichzeitig bestimmen? Ist diese Seuche (auch das darf einmal gesagt sein) lediglich die Folge unserer Mobilität dank Auto, unserer Mittel dank Lebensstandard, unserer «Freudlosigkeit»¹ im Alltag, unseres «Zustandes permanenter Gereiztheit»¹, die uns aus dem Gewimmel der Ballungen in die «Pseudoprivatheit»¹ ländlicher Pseudoidyllen fliehen lässt? Das heisst, hat unsere Zeit neue menschliche Bedürfnisse geschaffen, oder wird sie einfach alten, früher in einem funktionierenden Gesellschaftssystem automatisch befriedigten Bedürfnissen nicht mehr gerecht?

Schlicht das letztere. Die «Einfamilienweiden»¹ haben recht wenig mit der Platzangst im Wohnblock zu tun (das liesse sich nämlich ändern), der Zug ins Grüne recht wenig mit Liebe zur Natur (die äussert sich nämlich anders), die ei-

genen vier Wände recht wenig mit Unabhängigkeit (mancher rackert sich nämlich dafür bis aufs Blut ab), recht wenig mit Freiheit (auch 1000 Quadratmeter ergeben nämlich noch keine Camel-Wüste). Es geht doch nur ums Behaust-, Behütet-, Beheimatetsein. Und genau das gaukeln uns die Prospekte und schönen farbigen Bilder vor. Und die wenigsten merken, dass der Schuss daneben-geht, wenn man das mit einer Kruste aus Steinen, Beton, Stahl und Glas wieder herbeizaubern will. Da nützt auch heimeliges Holz nichts mehr, denn das redet auch nicht. Behaust, behütet, beheimatet und sicher aufgehoben kann man nur inmitten von Menschen sein, aber die wohnen in diesem konkreten Fall ringsherum hinter Thujahecken, und man sieht sie nicht, hört sie zwar ab und zu, und das stört dann.

Aber die Häuserbauer haben ein Rezept entdeckt: Die Hüllen der einst funktionierenden Gesellschaft, nach der sich alle sehnen, stehen überall in den Städten und in der Landschaft herum wie leere Schneckenhäuser. Also los, lasst uns hineinkriechen, und die Welt ist wieder in Ordnung. Und wenn's nicht für alle reicht, so bauen wir flugs neue! Bauernhäuser, Herrenhäuser, Handwerkerhäuser, ganze mittelalterliche Gassenzüge, zwischenhinein auch mal ein Feriendorf zum Immer-Wohnen, und wir müssen nur recht fleissig alle Requisiten und Attribute zusammentragen, dann stimmt's schon. Es lohnt sich, mal die gängigen Schablonen auf die alten Muster, nach denen sie geschnitten sind, zu legen, dann decken sich Chiantiflaschen-Kellerbar mit Schlossbrauerei, Doppelgaragen mit Remisen, die Villa mit einer altadligen Sommerresidenz, das kümmerliche Gärtchen – aber immerhin auf alle vier Seiten! – mit Park, Umschwung, Obstgarten und Feldern, der Wohnzimmerkamin mit seinem Gegenstück im Rittersaal oder in der Bauernküche, das Gartenkaninchen, Hund und Katz mit Viehhabe, Herden und Marstall; sogar die eigene Jagd ist da: das TV-Pingpong-Spielchen. Aber alles im Massstab, wie's halt eben die Mittel (und das nicht vorhandene Personal nicht) erlauben. Aus dem «Schrumpfbürger» aus der Stadt-

wohnungsergebnis wird ein Schrumpfbauer bzw. Schrumpfländelmann.

Was diese Bauern damals, in aller ihrer Bescheidenheit gross machte, die Bürger, die Handwerker und Besseren, war ihr Gemeinsinn. Wir begnügen uns mit allgemeinverbindlich geregelter Anstoss an die gemeindeeigene Erschliessungsstrasse. Wir gelten, was wir der Gemeinschaft schuldig sind, durch Gemeindesteuern zuhanden des Gemeinwohls ab. Alles, was nicht unser Privatleben betrifft, überlassen wir damit bedenkenlos der «Öffentlichkeit», die unmittelbar vor der Gartentüre beginnt.

Der moderne Einfamilienhüsler braucht – im Gegensatz zum Bauern, Handwerker und Bürger früherer Zeiten, die in ihren Weilern, Dörfern und Städten auf die vielfältigsten Beziehungsnetze angewiesen waren, um physisch, wirtschaftlich, sozial, kulturell und psychisch überleben zu können – eigentlich nur noch ein paar wenige Zapfstellen zum Existieren: einen «sicheren Job», einen Supermarkt mit Tankstelle und Steckdosen in ausreichender Menge. Damit reduziert sich alles auf das lineare Problem der Erschliessung. «Das Einfamilienhaus, ein Vorbote des Unheils, den man immer weiter draussen in der Landschaft antrifft, ist der Inbegriff städtischer Verantwortungsllosigkeit und der Manifestation des privaten Egoismus.»²

Wo aber Manifestationen aufeinanderprallen, kann's ins Auge gehen. Wenn nach Jakob von Uexküll die Umweltlehre eine Art nach aussen verlegter Seelenkunde ist, dann können wir aus den Einfamilienweiden einiges lernen, und zwar nicht nur, wie man gerne annehmen möchte, über die jeweiligen Bauherren und ihre Architekten, sondern über uns selbst. Weithin sichtbar und in alle Ewigkeit, wenigstens was die «Gebrauchsfähigkeit» und «Dauerhaftigkeit» (S.I.A.-Normen-Formulierung) dieser Manifeste anbetrifft, jedes für sich ein *Journal intime*, Glashäuser, die man (diesmal von aussen) nicht mal mehr einzuwerfen braucht. P.E.

¹⁺² Aus dem wieder-lesenswerten Buch von Alexander Mitscherlich «Die Unwirtlichkeit unserer Städte – Anstiftung zum Unfrieden», edition suhrkamp, Frankfurt M., 1965